

Deutsches Bürgerblatt.

Preis
Eine illustrierte Beilage für 13
Bogen vierteljährlich 7 Sgr. 6 Pf.
bei der Expedition. Bei allen
Postanstalten 22 Sgr. 6 Pf.
halbjährlich.
Erscheint wöchentlich ein Mal.
Fünfter Jahrgang.

Nebst

Beilage mit Illustrationen.

Preis
mit illustrier. Beilage von 26
Bogen mit 100 Bildern viertel-
jährlich 17 Sgr. 6 Pf. bei der
Expedition; bei allen Postan-
stalten und im Buchhandel vier-
teljährlich 26 Sgr. 3 Pf. inkl.
Porto.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Nr. 44.

Siegen, den 2. November.

1847.

Inhalt.

Zur Unterhaltung und Literatur: Wallensteins Ausgang. (Schl.)
— Friedrich der Zweite von Preußen als Philosoph, Gesetz-
geber und Staats-Reformer. (Schluß.) — Die Hütte im
Thal. Erzählung von Julius Kell.
Bekanntmachungen und Anzeigen. — Geld-Cours.

Inhalt der illustrierten Beilage.

Chronik der Gegenwart: Die Besetzung von Ferrara durch
die Oestreicher. — Anekdoten: Er liebte und wurde geliebt. —
In der Löwengrube. — Schildereien aus der Fremde: Die
Familiengruft des französischen Königsshauses zu Dreux. —
Unterhaltungssaal: Die Fahrt zur Hochzeit. (Fortsetzung.) —
Kleine Tageschronik: Fehlgeschossen und doch getroffen. (Schl.)
Allgemeiner Anzeiger für die Interessen der Literatur, Kunst,
Industrie und des Handels. — Guckkastenbilder der Gegen-
wart. — Bilder-Räthsel.

Wallensteins Ausgang.

(Schluß.)

Bald nach dieser Unterredung erfolgte der Einzug in
Eger (24. Februar 1634), und auch dort wurde aus
Misstrauen gegen die Buttlerischen die Einrichtung bei-
gehalten, daß der Oberst mit den Fahnen in die Stadt
gelegt, seinen Soldaten dagegen außerhalb den Mauern
ein Lager angewiesen wurde.

Die Besatzung von Eger bildete ein Infanterie-Re-
giment Terzka, unter dessen Stabsoffizieren sich zwei
Schotten befanden, nämlich der Oberstlieutenant Gordon
und der Oberstwachmeister Leslie. Schon am Abend des
24. Hornung, also kurz nach seiner Ankunft, lud Buttler
diese beiden Offiziere zur Einnahme von Erfrischungen
in sein Quartier. Als der Becher schon wacker gekostet
hatte und der Wein allmählig das Herz zu öffnen begann,
lenkte Walter Buttler die Unterhaltung auf wichtigere
Dinge.

„Meine lieben Kameraden,“ sagte er plötzlich mit
Zutraulichkeit, „ich komme hierher fast ohne zu wissen
wie. An einen so seltsamen Zug hätte ich wohl niemals
gedacht. Muß es nicht im hohen Grad befremden, daß
unser Oberfeldherr, der gemeiniglich nur an der Spitze
von 50,000 Mann, oder nicht viel weniger, wider den
Feind zieht, jetzt mit einer Handvoll Truppen ihm ent-

gegengeht. Es verlangt mich lebhaft, Eure Ansicht über
solche wunderbare Sachen zu vernehmen!“

Die Unternehmung riecht stark nach Abfall und Ver-
rath!“ bemerkten Gordon und Leslie einmüthig.

„Ganz meine Meinung,“ rief Buttler mit Eifer.
„Aber nun müssen wir mit einander zu Rathe gehen,
wie die Verrätherei noch zu verhindern sei. Wir sind
Ausländer, und haben außer der Ehre kein Gut; wollen
wir also diese fleckenlos bewahren, und unsere Treue ge-
gen den Kaiser bethätigen!“

Da die Schotten Gordon und Leslie Protestanten,
und noch überdies Terzky'sche Offiziere waren so wollte
Buttler, trotz der ihm wohlgefälligen Erklärung derselben,
nicht sogleich mit seinem ganzen Plan heraustreten, son-
dern er verbarg vielmehr seine eigentlichen Absichten, da-
mit seine Gäste wo möglich aus eigener Ueberlegung zu
gleichen Entschlüssen gelangen möchten. Deshalb fragte
er beide wieder um ihre Meinung, was nun wohl zu
thun sei? Gordon verwahrte, als Festungs-Kommandant,
die Schlüssel zu den Thoren der Stadt. Er konnte die
beiden Kameraden leicht in's Freie führen, und rieth des-
halb zur Flucht. Nachdem sich Buttler diesem Vorschlag
abermals widersezt hatte, rief der Oberst Leslie, wie
nach tiefem Nachdenken, mit einem Male lebhaft aus:

„Lasset uns die Verräther tödten!“

„Einverstanden, von ganzer Seele einverstanden!“
erklärte freudig Buttler. Dann fuhr er also fort: „Wenn
Ihr mir beistehen wollet, meine Brüder, so will ich die
That ausführen. Ich nehme das Schwerste davon auf
mich: helfet Ihr mir nur in so weit, daß einige meiner
treuen Offiziere und Soldaten (wie Buttler meistens
Irländer) in die Stadt eingelassen werden!“

Oberstlieutenant Gordon weigerte sich anfangs, dem
Plane Buttlers und Leslie's beizutreten, und ihm Vorschub
zu leisten. Endlich gab er der Zusprache des Irländers
nach, und versprach, die begehrte Einlassung Buttlerischer
Soldaten in die Festung zu bewerkstelligen. Am 25.
Hornung 1634, früh des Morgens, öffneten Gordon und
und Leslie heimlich die Thore der Stadt, und sofort
wurden ebenso heimlich mehrere Offiziere und ungefähr
100 Gemeine des Buttlerischen Regiments in die Stadt
eingeschmuggelt, und dort vorsichtig versteckt. Unter den
Offizieren befanden sich der Oberstwachmeister Gera-

dino und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deveroux.

Im Laufe des Tages wurden nun die nähern Berathschlagungen geflogen, und alle Voranstalten getroffen, welche zur Ausführung der beschlossenen That erforderlich erschienen. Nicht bloß Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, sondern auch seine treuesten Anhänger, Graf Kinsky, Graf Adam Terzka (beide seine Schwäger), Feldmarschall Illo und Rittmeister Neumann sollten zu gleicher Zeit ermordet werden. Der Herzog hatte bei dem Bürgermeister Pachhäbel am Marktplatz sein Quartier genommen, und hielt sich, wie gewöhnlich, in nüchternen Zurückgezogenheit; Kinsky, Terzka und Illo liebten dagegen die Tafelfreuden, und nahmen Einladung zum Schmause gerne an. Darauf gründeten Buttler und seine Verbündeten ihren Plan. Bei einem Mittagmahle, zu welchem Oberstlieutenant Gordon die Vertrauten Wallensteins einlud, sollten zuerst Kinsky, Terzka, Illo und Neumann ermordet, dann Wallenstein selbst rasch überfallen und gleichem Schicksale geweiht werden. Man stand gerade in der Zeit des Karneval; um so bereitwilliger nahmen also Kinsky und seine Freunde die Einladung Gordons an, und baten nur, das Mahl statt Mittags, auf den Abend zu verlegen. Solchem Gesuche wurde ohne Anstand entsprochen, da die Nacht der beabsichtigten That vielleicht noch förderlicher war, als der Tag.

Abends um sechs Uhr (25. Februar 1634) begaben sich Kinsky, Terzka, Illo und Neumann in einer Kutsche zusammen in die Citadelle zu Gordon, und wurden dort freundlich empfangen. Sie waren sehr fröhlich: denn es sollte Botschaft angekommen sein, daß die Schweden schon sehr nahe wären, und am folgenden Tag in Eger einrücken würden. Illo insbesondere hatte dies erzählt, und ungemeine Freude geäußert. Solcher Umstand befestigte den Oberst Buttler noch in seinem Entschlusse, und bestimmte ihn zur Eile.

Nachdem die Gäste bei Gordon in den Thorweg eingefahren waren, setzten sich zahlreiche Patrouillen in Bewegung, um vorgeblich während des Mahles für die Sicherheit der Festung zu sorgen. Dieselben waren für diesen Abend durch 100 Mann unter Anführung von Burzo verstärkt worden, und zwar, wie man versicherte, auf Befehl Wallensteins wegen der Nähe des Feindes. Aber Burzo besetzte mit 20 Mann den Thorweg in Gordons Wohnung, und befahl, ohne ausdrückliche Erlaubniß Buttlers Niemand herein oder hinaus zu lassen. Oberst Buttler hatte schon vorher in einem der Seitenzimmer des Speisesaales den Oberstwachmeister Geraldino mit sechs, und in einem anderen den Hauptmann Deveroux mit 24 Dragonern verborgen, ihnen sämmtlich bis zum entscheidenden Augenblick tiefe Ruhe empfehlend. Nach solchen Voranstalten hatte das Gastmahl selbst begonnen, und die arglosen Gäste allmählig sehr heiter gestimmt. Als der Nachtisch aufgetragen, und auch die Dienerschaft zu Tisch gegangen war, so wurde die Thür ihres Speisegemachs mit einer starken Wache besetzt. Immer noch ergößten sich die Gäste Gordons am Becher,

als nach acht Uhr Abends Geraldino und Deveroux aus beiden Seitenzimmern zugleich in den Herren-Speisesaal eintraten. „Viva la Austria!“ rief Geraldino! „wer ist gut kaiserlich?“ Deveroux. Jetzt sprangen Buttler, Gordon und Leslie von ihren Sätzen auf, ergriffen ein Jeder einen Leuchter und zogen unter dem Ausruf: „es lebe das Haus Desireich! ihre Degen. Dies war das verabredete Zeichen, und sofort drangen die Dragoner auf die verrathenen Gäste ein. Graf Kinsky wurde von den Partisanen durchbohrt, bevor er sich zur Wehr setzen konnte, und hauchte sofort seinen Geist aus; Illo griff rasch nach seinem Degen, den er an die Wand gehängt hatte, wurde aber in demselben Augenblick durch das Rückgrat gestochen: auch er starb an der tödtlichen Wunde sogleich. Graf Adam von Terzka hatte dagegen seinen Degen erlangt, und sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, um seinen Rücken zu decken. Voll von persönlichem Muth, ein Mann voll Kraft und Tapferkeit, vertheidigte er sich nun standhaft wider die gedungenen Schaaren Buttlers. Er hatte Gordon und Leslie wegen ihrer Verrätherie noch heftige Vorwürfe gemacht, und sie selbst zum Zweikampfe gefordert; als dafür die Dragoner fortwährend auf ihn eindrangten, stieß er zwei derselben nieder, und wehrte, unter dem Schutze seines Rollers von Elendhaut, auch die übrigen so lange von sich ab, daß man ihn nach dem Aberglauben jener Zeit schon für stichfest („gefroren“) hielt. Da indessen während des ungleichen Kampfes sein Roller von den vielen Partisanenstößen doch endlich Risse erhalten hatten, so drangen durch diese die feindlichen Waffen ein, und auch Graf Terzka fand nun seinen Tod. Der Rittmeister Neumann war aus dem Saale glücklich entkommen, wurde indessen auf der Treppe von den aufgestellten Wachen niedergestochen, weil er das von Buttler gegebene Lösungswort nicht wußte. Jetzt wurde beschlossen, sofort die Ermordung des Herzogs von Friedland selbst zu vollziehen.

Um zu dem Ende noch größere Vorsicht anzuwenden, ließ Buttler den Marktplatz mit ansehnlicher Mannschaft besetzen, und in den Straßen der Stadt durch 100 frische Dragoner, welche zur Verstärkung der früher eingelassenen eben erst herbeigezogen worden waren, fleißig die Runde machen. Nachdem Leslie noch überdies die Hauptwache vom Terzka'schen Regiment für den Kaiser wiederholt in Pflicht genommen hatte, begab sich Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern zu der Wohnung Wallensteins. Vor der Wache dortselbst an der Thür wurde er eingelassen, weil er angab, dem Herzog eine Meldung zu hinterbringen. Im Vorzimmer wurde er dagegen von einem Kammerdiener abgewiesen, weil der Fürst sich schon zur Ruhe begeben habe. Deveroux verlangte mit Heftigkeit den Schlüssel zum Schlafgemach, und der Diener verweigerte ihn mit Entschlossenheit. Albrecht v. Wallenstein, durch den Wortwechsel im Schlafe gestört, erhob sich, um nach der Ursache des ungeziemenen Geräusches zu fragen. Als er nun die verzweiflungsvollen Klageöne der Gräfinnen Terzka und Kinsky aus dem Hintergebäude vernahm, welche so eben die Ermordung ihrer Gemahle erfahren hatten, trat er an das Fenster und fragte die

Wache, was vorgehe? In diesem Augenblick hatte Deveroux die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt aufgesprengt, und war mit seinem bewaffneten Gefolge eingetreten. Während der Herzog von Friedland, jetzt nach dieser Seite sich wandte, richtete Deveroux die Frage an ihn: „Bist Du der Schelm, welcher den Kaiser um Land und Krone bringen will?“

Albrecht von Wallenstein, Fürst von Friedland, errieth nun alles; ohne einen Versuch zur Rettung zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, breitete er die Arme aus, und empfing den Todesstoß in die tapfere Brust. Lautlos stürzte er nieder, und verschied auf der Stelle.

So endete der Oberfeldherr des kaiserlichen Heeres am 25. Hornung 1634 zu Eger!

Der Leichnam ward in einen Fußteppich gewickelt und zu den Leichen seiner Getreuen in der Citadelle gebracht; von dort führte man sie weiter auf ein Schloß Jlo's bei Mies.

Am andern Tage (26. Hornung) versammelte Oberst Buttler den Rath der Stadt, machte ihn mit den blutigen Vorfällen der Nacht, unter Anführung der Beweggründe, bekannt, und nahm ihn von Neuem eidlich für den Kaiser in Pflicht. Dann begab er sich zu den Truppen im Lager vor der Stadt, und forderte von ihnen den gleichen Eid. Auch sie leisteten ihn ohne Widerrede. Nun traf Buttler Anstalt, sich des Abgesandten Wallensteins, Bernhard von Weimar, des Herzogs Franz Albrecht von Lauenburg, zu bemächtigen. Unter den Papieren Friedlands hatte er nämlich einen Brief des Lauenburgers gefunden, welcher dessen bevorstehende Ankunft und die baldige Nachfolge schwedischer Truppen meldete. Sofort ließ Buttler verschiedene Reitergeschwader nach der Oberpfalz aufbrechen, und diesen gelang es in der That, den Herzog Franz Albrecht in Eger einzubringen. Bernhard von Weimar befand sich zwar mit starker Macht auf dem Wege zur Vereinigung mit Wallenstein, und hatte bereits Weiden erreicht, wie oben erzählt worden ist. Als er dort jedoch nicht nur die Ermordung Friedlands erfuhr, sondern auch benachrichtigt wurde, daß alle kaiserlichen Truppen, selbst jene in und um Eger, dem Kaiser Ferdinand II. von Neuem den Eid der Treue geschworen hatten, der versuchte Abfall sohin gänzlich gescheitert sei, bezog er bei Weiden die Winterquartiere. So gerieth Franz Albrecht von Lauenburg in die Hände der kaiserlichen Reiter. Nunmehr erließ Buttler in Verbindung mit Gordon eine Proklamation an die gesammte kaiserliche Armee, um dieselbe von dem Ausgang Wallensteins, unter Angabe der Veranlassung, in Kenntniß zu setzen, und zur Treue gegen den Kaiser zu ermahnen. „Wallenstein,“ heißt es darin, „habe mit den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, sondern auch des Kaisers Erbkönigreiche und Lande in die äußerste Gefahr und Ruin stürzen und traktiren wollen. Deshalb sie, als des Kaisers Getreue, die nachdrücklichsten Mittel an die Hand genommen, des Kaisers Soldateska, Erbkönigreiche und Länder zu konserviren, und geben somit zu wissen, daß durch sonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und

Beistand der militärischen Exekution, gestrigen Tages alle und jedwede, dahier gewesene Ihrer kaiserlichen Majestät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tod gebracht worden. Schließlich werden Alle aufgefodert, auf die besetzten Orte ein besonderes wachsamcs Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiserlichen Majestät expressementc herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Wesens Konsevation sich dermaßen angelegen sein zu lassen, wie es des Kaisers Dienst und ihre Pflichtschuldigkeit erfordert.“

Die Proklamation verfehlte ihre Wirkung nicht; mit Ausnahme einiger Regimenter in Schlessien, welche vergeblich eine Empörung versuchten, blieb das ganze Heer ruhig, und beharrte im treuen Gehorsam gegen Ferdinand II. Nach allen diesen Fürsorgen Buttlers für den Dienst des Kaisers, meldete er die Ermordung des Herzogs von Friedland sowohl dem einstweiligen Ober-Kommandanten, Grafen Gallas, als dem Kaiser selbst.

Nach vollbrachter That handelt es sich jetzt nur noch um die Belohnung ihrer Werkzeuge. Graf Gallas hatte schon in dem Bericht an den Kaiser, welcher die Katastrophe Wallensteins anzeigte, auf Belohnung Buttlers und Leslie's unter der Bemerkung angetragen, daß von den 12 Dragonern, welche die That vollbracht, einem jeden 500, dem Oberstwachmeister, der sie angeführt, 2000, und von den beiden Hauptleuten, die ihm assistirt, einem jeden 1000 Thaler geschenkt worden seien. Da Buttler der Befehung von Eger einen Monatsold als Belohnung versprochen hatte (wahrscheinlich um sie ruhig zu machen), so stellte Gallas den Antrag, auch dies zu genehmigen, und die Zahlung aus der Hinterlassenschaft Wallensteins zu leisten. Graf Piccolomini machte vollends den Vorschlag, daß überhaupt alle vorgefundenen Gelder, Waffen, Pferde und Schmucksachen Albrechts von Friedland und seiner Schicksalsgenossen unter die Offiziere und Soldaten, welche so gut gearbeitet haben, vertheilt werden sollten. Doch es regte sich auch anderwärts die Begierde, mitzutheilen, und die Habsucht gab bei der Einziehung und Verwendung des großen wallensteinischen Vermögens überhaupt ein sehr ärgerliches Schauspiel.

Kaiser Ferdinand II. empfing die Nachricht der Ermordung Friedlands, welche ihm Leslie mit den Berichten von Gallas und Buttler in Person überbrachte, auf seine gewöhnliche Weise, nämlich „mit Dank gegen den Allmächtigen, dessen göttlicher Wille hierdurch den wider Land und Leute angesponnenen, bösen Praktiken zuvorgekommen!“ Gegen die Vollbringer der That erwies sich Ferdinand II. äußerst gnädig und freigebig. Leslie wurde zum Kammerherrn, Hauptmann der kaiserlichen Leibgarde und Befehlshaber eines Regiments ernannt. Buttler hingegen, welcher später ebenfalls nach Wien reiste, ward in den Grafenstand erhoben, und mit dem Kammerherrnschlüssel, zwei Regimentern, einer goldenen Gnadenkette, sowie mehreren Gütern beschenkt. Verhältnismäßige Belohnung empfing endlich Oberstlieutenant Gordon und der Hauptmann, welcher den Herzog von Friedland niederstieß . . . Deveroux. Auch dem letzteren wurde, außer

mehreren Gütern, eine goldene Gnadenkette verliehen. Für Albrecht von Wallenstein und dessen Schicksalsgenossen ließ Ferdinand II. 3000 Seelenmessen lesen! Das Trauerspiel war zu Ende!

Ein schauderhaftes Nachspiel gab nur noch der eingeleitete Kriminalprozeß gegen den Grafen Schaffgotsch. Wie wir schon bemerkten, wurde bei Gelegenheit des Abfalles von Wallenstein von einigen Regimentern in Schlessien ein Aufstand versucht. Derselbe wurde von dem Oberlieutenant des Grafen, Namens Freiburger, eingeleitet, welcher mit dem Regimente Schaffgotsch und einem böhmischen auf den Marktplatz in Troppau zog, und dort beide Regimenter, nach heftigen Ausfällen gegen den Kaiser, dem Herzog von Friedland Treue schwören ließ. Die Bewegung wurde bald unterdrückt, doch dem Grafen Schaffgotsch zur Schuld zugerechnet, weil er ein Exemplar des Pilsener Reverses vom 12. Januar 1634 in Umlauf gebracht habe. Schaffgotsch wurde für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Da er indessen im Wesentlichen doch nichts gestanden hatte, so wünschte man zur Rechtfertigung des Todesurtheils oder zur weiteren Enthüllung der Verschwörung nähere Aussagen des Unglücklichen. Man brachte ihn daher in Folge einer kaiserlichen Anfrage, ob die Tortour im vorliegenden Fall gesetzlich nicht zulässig sei, nach der Verurtheilung erst noch auf die Folter, und zwar aus Gründen, welche das menschliche Gefühl empören. Nach der Gesetzesprache jener traurigen Zeit hieß es nämlich, daß Schaffgotsch, als Verurtheilter, die Menschenrechte bereits verloren habe, und jetzt schon als bloßer Leichnam zu betrachten sei, mit dem man machen könne, was man wolle. Das war die gute, alte Zeit! Nach der Folterung wurde Graf Schaffgotsch enthauptet, und so das Trauerspiel geschlossen.

(Wirth's Gesf.)

Friedrich der Zweite von Preußen als Philosoph, Gesetzgeber und Staats- Reformer.

(Schluß.)

Auch in der Gesetzgebung versuchte Friedrich II. seine Kräfte vergebens, ob er gleich die größten Anstrengungen machte. Der Grund des Fehlschlagens war der nämliche, wie bei den staatswirthschaftlichen Fragen; der König kannte die tieferen Gesetze des Lebens nicht und wurde durch die Meinung verblendet, daß Herrschergewalt und schöpferische Kraft gleich seien, daß man also gute Gesetzgebungen, wie Wein- und Seidenbau, in allen Ländern und zu beliebigen Zeiten hervorbringen könne. Um zu zeigen, wie ungeheuer Friedrich II. hierin irrte, müssen wir wiederum der Natur der Dinge etwas tiefer auf den Grund sehen.

Die Gesetzgebung eines Volkes ist der Ausdruck seines Nationalgeistes, seiner Sitten, eigenthümlichen Gesinnungen und Anschauungsweise; bei rohen Völkern ist die

Gesetzgebung gefühllos und grausam, kleingeistig und beschränkt, oft einfältig; bei gebildeten dagegen mild und gütig, weise, hochsinnig und edelmüthig. Wie darum die Bildung sich ändert, wie die öffentlichen Zustände von Barbarei und Druck zur Freiheit und Würde emporsteigen oder durch traurige Geschehnisse eines Volkes von da wieder dem Verfall zuweilen, ändert sich auch der Geist der Gesetze, und letztere gehen daher von Grausamkeit, Stumpfsinn und Rohheit zur Weisheit und Menschenfreundlichkeit über oder von da bis auf einen gewissen Grad zu den entgegengesetzten Eigenschaften zurück. Die Geschichte der Entwicklung der Rechtssysteme aller Völker zeigt dies deutlich genug. Wie nun die schöpferische Kraft nie gleich ist, sondern vielfältigen periodischen Veränderungen unterliegt, wie also die literarische Produktivität wechselt, bald reicher, bald ärmer, bald genialer, bald gewöhnlicher ist, so kann auch die gesetzgeberische Schöpfungskraft nie gleich sein, daher nicht jede Zeit Beruf zur Gesetzgebung haben. Diese große Wahrheit wird leider nicht genug gewürdigt, und darum die Völker so oft mit geistlosen, lebensunfähigen und armseligen Gesetzgebungswerken übersättet. Man hat überdies noch häufig die Meinung, alles durch Gesetze machen, durch letztere allen und jeden Bedürfnissen der Nationen abhelfen zu können; wo daher irgend ein Mangel oder Uebelstand sich fühlbar macht, entsteht sogleich der allgemeine Ruf, denselben durch ein Gesetz zu beseitigen. Dieser Meinung entspricht eben der Irrthum, daß man zu allen Zeiten gleich gute Gesetze schaffen könne, gerade, als wenn man zu jeder Zeit die ausgezeichnetsten Schöpfungen der Kunst machen, als wenn jedes gewöhnliche Talent sie hervorbringen könnte. Eine wirklich bedeutende, aus den Sitten und dem Geiste des Volkes hervorgehende, schöpferische und fruchtbare, und darum zur Dauer berufene Gesetzgebung ist so gut das Werk des Genius, wie die erhabeneren Kunstschöpfungen, und der Genius läßt sich nicht willkürlich schaffen, er ist nicht so häufig, um zu allen Zeiten vorhanden zu sein; es läßt sich nichts thun, als seinen Eintritt und den Augenblick, wo seine Wirksamkeit möglich wird, abzuwarten. Die größten Gesetzgebungswerke fallen daher immer in jene Perioden, wo eine große organische Umgestaltung der Nationen, ihre innere Wiebergeburt stattfindet. Diesen Perioden geht gewöhnlich das plötzliche Hervorbereiten neuer, großer Ideen voraus, welche die alten Zustände erschüttern, viel Widerspruch und Kampf erregen, aber trotz aller Anfeindung und alles Widerstandes sich Bahn brechen und siegreich durchdringen. Sehr oft sind diese Ideen nicht von kleinen Uebertreibungen frei, die geniale Kraft ist zu feurig, zu intensiv; wirklich große Gedanken treten daher immer mit einer gewissen Heftigkeit, mit einem Uebermaß von Kraft auf, das natürlich beim ersten Beginnen hin und wieder das Ziel um ein Kleines überschießt. Indessen die Zeit übt ihre wohlthätige Macht, der Genius tritt in seine Reife und führt selbst das Uebermaß der jugentlichen Begeisterung mit Kraft und weisem Blick in die angemessenen Schranken zurück. Ideen sind die Samenkörner der geistigen Welt, Ideen

das Triebrad gebildeter Volkszustände. Will man also Aufschluß erlangen, ob irgend eine gegebene Zeit Beruf zur Gesetzgebung habe, so muß man untersuchen, ob dieselbe mehr oder weniger von bedeutenden Gedanken bewegt sei oder deren entbehre.

Vermöge des Grundgesetzes eines organischen Verhältnisses der Staatszustände, was keineswegs bloß ein Bild ist, sondern ganz buchstäblich also sich verhält, hängen die verschiedenen Theile der Gesetzgebung auf das Innigste zusammen; die Grundlage aller ist aber das Staatsrecht: wie also dieses beschaffen ist, so gestalten sich auch die einzelnen Theile des Zivilrechts, Strafrechts, der Prozeßordnung, des Kirchenrechts u. s. w. Je nachdem nun das Staatsprinzip der Nation, für welche eine Gesetzgebung ermittelt werden soll, beschaffen ist, bilden sich auch die einzelnen Theile aus; das gemischte Verfassungssystem oder die konstitutionelle Monarchie erfordert ein wesentlich anderes Zivil-, Straf- und Prozeßrecht, als die unbeschränkte Alleinherrschaft; die Republik wieder ein noch weit wesentlich anderes, als die konstitutionelle Monarchie. Das Bedürfnis und die Neigung einer Zeit zu durchgreifenden Erneuerungen der Gesetzgebung erfassen daher immer zuerst die staatsrechtlichen Fragen: es entstehen zuerst in dieser Beziehung neue Ideen, Wünsche und Bestrebungen, und erst wenn diese nach Widerspruch und Kampf geläutert und durchgedrungen sind, ist die Revision der übrigen Rechtstheile möglich, weil letztere zu dem Staatsrecht wie Wirkung zur Ursache sich verhalten. Die Politik hat daher auf die Ausbildung des gesammten Rechtssystems eines Volkes den entscheidenden, ja einen unumschränkt beherrschenden Einfluß.

Alle diese Rücksichten setzte nun Friedrich II. gänzlich außer Augen. Eine gute Gesetzgebung ist durch staatsbürgerliche Freiheit und durch das rege Wechselspiel verschiedener Stände bedingt; davon wollte der König jedoch nichts wissen, ob er gleich die Bauern nachdrücklich schützte. Des Absprechens gewohnt, verachtete er außer den Landleuten und Soldaten fast alle übrigen Stände. „So waren ihm,“ wie Dohm trefflich auseinandersetzt, „alle Hofleute eitle, nur mit elenden Kleinigkeiten beschäftigte Menschen, die Gelehrten Pedanten, Gutsbesitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geistlichen entweder Dummköpfe oder Heuchler, die Juristen gewinnfüchtige Rechtsverdreher, die Kameralisten eigennützige, ihren eigenen Vortheil suchende Plasmacher, die Aerzte unwissende Prahler, die Kaufleute Bucherer und Betrüger.“ Eine freie Staatsverfassung zu befördern, konnte dem absoluten König, trotz seiner Aufklärung und Liberalität nach französischem Zuschnitt, nicht entfernt in den Sinn kommen, da er zu sehr an militärisches Regiment gewohnt war, keinen Widerspruch ertragen konnte und die Menschen zu sehr verachtete, wie gezeigt wurde. Alle Vorbedingungen einer guten Gesetzgebung fehlten demnach. Friedrich II. ließ durch seinen Großkanzler Cocceji wohl eine neue Prozeßordnung machen, der auch ein neues Zivilgesetzbuch oder Landrecht bald nachfolgte. Welche Ergebnisse diese

Versuche indessen haben mußten, mag schon der Titel des Landrechts anzeigen. Derselbe lautete also:

„Projekt des Corporis Juris Friedericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät von Preußen in der Vernunft und den Landes-Verfassungen gegründetes Landrecht, worin das Römische Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges System gebracht, die General-Principien, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objekt festgesetzt und die nöthigen Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deduciret, alle Subtilitäten und fictions, nicht weniger was auf den deutschen statum nicht applicable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte Jura, welche in den römischen Gesetzen vorkommen, oder von den Doctoribus gemacht worden, decidiret und folchergestalt ein Jus certum und universale in allen Dero Provinzen statuirt worden.“

Wer eine solche barbarische Sprache führt, hat wohl nicht den geringsten Beruf zur Gesetzgebung; gehörte die Art des Ausdrucks der Zeit an, so fehlte eben dieser der reformatorische Beruf. Beide Rechtsbücher entsprachen dem beabsichtigten Zweck wirklich so wenig, daß noch zu Lebzeiten Friedrichs II. neue Versuche in der Gesetzgebung gemacht wurden.

Wir haben angeführt, daß die Regenerationen der Völker von diesen selbst ausgehen müssen, und daß die größten Gesetzgebungswerke immer in die Periode solcher organischen Umgestaltungen der Nationen fallen. Eine Zeit der Art war jene Friedrichs II. von Preußen freilich nicht; allein die Vorläufer der deutschen Regeneration hatten unter seiner Regierung bereits sich angekündigt. Fortbauend auf die Grundlagen, welche Viscov ermittelte, bildete sich die deutsche Sprache immer schöner aus; die Literatur ging mit gewaltigen Schritten vorwärts, der Geschmack besserte sich, große Ideen traten unter den Männern der neuen Richtung hervor, und es offenbarte sich unter diesen überhaupt eine Genialität und geistige Gährung, welche ganz unverkennbar den bevorstehenden Eintritt einer ganz neuen Zeit ankündigte. Hätte nun Friedrich II. die Bedeutung seiner Zeit begriffen, so mußte er diese Richtung unterstützen; allein er kannte sie gar nicht, er sah nicht, was in den Tiefen des Nationalgeistes arbeitete, und blieb den Vorarbeiten zur wirklichen Reformation gänzlich fremd.

Der Grund von diesem Mißgriff lag in seiner einseitigen Bildung, welche ihn nur an der französischen Literatur Geschmack finden ließ. Indem er die Verehrung der Letztern leidenschaftlich übertrieb, verachtete er zu gleicher Zeit die deutsche Sprache, und steigerte solche Geringschätzung sogar zum Cynismus. „Die deutsche Sprache,“ sagte er, „ist nur gemacht, um mit den Thieren zu sprechen.“ Und dies geschah zu einer Zeit, wo nicht bloß Viscov geschrieben, sondern wo Klopstock bereits den Adel unserer Sprache in seinen Oden entwickelt hatte. Der französischen Bildung allein war diese Verirrung des philosophischen Königs keineswegs beizumessen; Viscov liebte, wie er, die französische Literatur, und verstand sie noch viel besser, aber jener war klassisch gebildet, während Friedrich II. die Poesie der Alten nur aus den schlechten

französischen Nachbildungen kennen lernte. Dieser wußte daher nichts Höheres, als die Dichtungen Voltaire's, und konnte durch die Irreleitung seines Geschmacks die Schönheiten der deutschen Sprache weder wie Liscov und Klopstock selbst finden, noch auch nur genießen, als sie ihm, zu Tage gefördert, dargeboten wurden. Gleichwie er schon hierdurch der bessern Richtung seiner Zeit gänzlich fremd blieb, so trugen andere Umstände noch dazu bei, seine Stellung zu den deutschen Nationalinteressen völlig unnatürlich zu machen.

Seit seinem ersten Brief an Voltaire war der Wunsch, diesen Dichter ganz zu besitzen, nicht aus seiner Seele geschwunden; er überhäufte denselben vielmehr fortwährend mit schmeichehaften Einladungen, an seinen Hof zu kommen. Nachdem Voltaire lange ausgewichen war, gab er im Jahr 1750 endlich den dringenden Bitten des Königs nach, und der gefeierte Mann lebte also jetzt in der nächsten Umgebung des Königs. Zugleich befanden sich am preussischen Hofe damals noch mehrere andere französische Literatoren, an deren Umgang Friedrich II. sich ergözte. Auch der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, war ein Franzose, und Gelehrte von dieser Nation gaben in den höheren Kreisen in Berlin überhaupt den Ton an. Durch den steten Umgang mit den Fremden wurde der König nun noch mehr französisirt, und im Fache der Literatur für die vaterländischen Produktionen völlig unempfänglich.

Das unnatürliche Verhältniß rächte sich indessen auf eine ganz eigene Weise an dem großen König, indem die seligen Erwartungen, welche er von der Verehrung Voltaire's an seinen Hof sich gemacht hatte, sehr bitter getäuscht wurden. Es zeigte sich nämlich, daß die französischen Literatoren in seiner Umgebung sich nicht mit einander vertragen konnten, und es entstanden sogar durch Reid, sowie andere kleinliche Leidenschaften alsbald sehr ärgerliche Ausbrüche. Zwischen Voltaire und Maupertuis erhoben sich insbesondere heftige Streitigkeiten, in welche man auch den König zu ziehen suchte. Voltaire pflegte die Verse Friedrichs II. zu corrigiren; doch unfähig, selbst gegen seinen ehrerbietigen Schüler des Spottes sich zu enthalten, machte er sich hinter dem Rücken desselben über jene Verse lustig. Maupertuis hinterbrachte diese Sticheleien dem König, um ihn wider seinen Abgott einzunehmen; allein Friedrich II. war so groß, den geringen Werth seiner poetischen Versuche selbst anzuerkennen und die Insinuationen zurückzuweisen. Dessenungeachtet war die dauernde Beschwichtigung der Zänkereien nicht möglich, und der König hatte großen Verdruß. Zugleich gerieth Voltaire durch seine Habsucht in schmutzige Handel mit Juden, welche sogar einen Prozeß zur Folge hatten. Friedrich II. besaß ein zu feines Gefühl und zu große Ehrbarkeit, um durch solche Verhältnisse nicht verletzt zu werden. Er verwandelte daher seine gewohnten Lobeserhebungen gegen Voltaire in den ernststen Ton der Zurechtweisung und der Ermahnung zu einem anständigen Betragen. Bei dieser Gelegenheit regte sich endlich der deutsche Sinn des Königs, er bemerkte daher, daß er mit deutscher Freimüthigkeit spreche, um die Sache beim rechten

Namen zu nennen und die Wahrheit nicht durch zweideutige Redensarten zu entstellen.

Alle Ermahnungen zur Ruhe, Verträglichkeit und Mäßigung waren jedoch nicht im Stande, die leidenschaftlichen Franzosen zu versöhnen; Voltaire schrieb vielmehr eine Satyre: „Diatribes du docteur Akakia“, worin er den Präsidenten Maupertuis bitterlich lächerlich machte. Auf die Klage des Gekränkten ließ Friedrich II. die Brochüre durch den Scharfrichter öffentlich verbrennen. Voltaire, welcher seinen beißenden Witz auch über den König und dessen Vater, Friedrich Wilhelm I., ergossen hatte, von Natur aber äußerst furchtsam war, gerieth nun in eine wahre Todesangst und hielt sich in Berlin nicht mehr sicher, so daß er im Jahr 1753 bestürzt die Flucht ergriff. In Frankfurt am Main, auf Befehl des Königs von Preußen angehalten, stieg seine Angst so furchtbar, daß er an den österreichischen Hof jammervolle Bitten um Schutz stellte; indessen es war keine Absicht ihn ernstlich zu verfolgen vorhanden, Voltaire erreichte seinen Zufluchtsort und söhnte sich später sogar mit seinem frühern Gönner wieder aus. Merkwürdig ist, mit welcher Ruhe Friedrich II. später noch die heftigen Vorwürfe Voltaire's hinnahm.

Auch die große Aergerniß, welche ihm das anstößige Betragen der französischen Literatoren in Berlin zugezogen hatte, vermochte den König von seiner Vorliebe für die fremde Literatur nicht abzubringen. Nach seiner Versöhnung mit Voltaire setzte er vielmehr den Briefwechsel mit diesem fort und vertiefte sich immer mehr in den ausländischen Geschmack. So war er für Deutschland in Beziehung auf den Aufbau einer eigenen Literatur und die Beförderung der geistigen Bestrebungen, die sich bereits so mächtig kund gegeben hatten, leider verloren. Dagegen schlug er nach einer andern Richtung die Laufbahn eines glänzenden Ruhmes ein, welcher seine Strahlen auch auf die deutsche Nation theilweise zurückwarf, wenigstens im Einzelnen das Nationalgefühl wieder erweckte und überhaupt weltgeschichtliche Bedeutung erlangte.

(Wirth's Gesch.)

Die Hütte im Thal.

Erzählung von Julius Kell.

Es war an einem herrlichen Sonntagmorgen, als ein fremder Mann vor der Thür jener Hütte still stand, die, von hohen Bergen umgeben, einsam dort im grünen Thale liegt. Die Bergeshäupter erglüheten in rosigem Sonnenschein, wie eine Ampel leuchtete der schroffe, hohe Felsen vor dem Hause, es glitzerten in den tausend Thautropfschen, die an den bunten Blumen und dem frischen Grase ringsum hingen, die Sonnenstrahlen, und die kleinen Fenster der Hütte warfen blühend das Licht zurück. Auf dem Stein vor der Thür war der Wanderer zusammengefunken; sein Gesicht war bleich und verstört, sein

Haar wirr, seine Kleider von der langen Wanderung zerrissen und beschmutzt; es war, als suche er Ruhe und Frieden und könne sie nicht finden! Da erklangen in den lieblichen Morgengefang der Vögel auf den nahen Bäumen aus dem Hause eines Morgenliedes erhebende Töne: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Und der Sonnenschein außen und das Gotteslicht drinnen leuchteten tröstend in des Wanderers Herz: „Gott läßt ja seine Sonne aufgehen über Gute und Böse!“ Er klopfte an die Thür, und freundliche Menschen thaten ihm auf. Die alte Mutter, die Herrin des Hauses, hieß ihn an den Tisch setzen zur dampfenden Schüssel; der Fremde war wieder unter Menschen.

Niemand fragte ihn, woher er gekommen, wohin er wolle; die guten Leute sahen's ihm an, daß er ein Unglücklicher war. „Wir gehen Sonntags zur Kirche, sagte nach dem Frühstück die Alte, und sah den Fremden scharf an; Ihr werdet lieber ausruhen.“ Der Fremde schüttelte den Kopf und blickte auf seine zerrissenen Kleider, die einen Mann aus den höhern Ständen verriethen. „Ist's weiter nichts, bemerkte die Alte, und ist's Euch nicht zu schlecht, so kann mein Sohn Euch aushelfen.“ — Stillschweigend aber dankbar nahm der Fremde die bereitwilligst dargebotenen Kleider des jungen Burschen; man ging zusammen zur Kirche, und als man wieder heimging, war der Fremde schon kein Fremder mehr.

„Gewiß Einer, der sein Haus auf Sand gebaut hat — dachte die Alte, als sie Nachmittags, die Brille auf der Nase, eifrig im Evangelienbuche studirte; — da nun ein Platzregen fiel und kamen die Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall.“ Und sie sah vor'm Fenster draußen den mächtigen Felsen, dessen Spitze noch die Abendsonne beleuchtete, und dachte, wie fest der stehe auf der Erde und doch gen Himmel schaue, und wie gut das sei, wenn auch ein Mensch als vor den Erden Sorgen und Erdenfreuden nie vergesse, an Den zu denken, der ein fröhliches Herz gibt Allen, die seine Gebote halten. —

Es war aber Etwas in des Fremden Gesicht, was der Alten Gutes versprach. Vielleicht war's so ein verlorener Sohn, den der liebe Gott in ihr Haus geschickt, daß sie ihn rette! Auch schien der Fremde sich ungemein wohl unter diesen treuherzigen Menschen zu befinden. Es war, als wenn sich's von selbst verstünde, daß er am Montag mit den Söhnen auf die Arbeit ging, Holz zu fällen in den Bergen, und die Alte, die ihn einige Tage scharf beobachtet hatte, fragte ihn eines Abends geradezu: „Wollt Ihr bei uns bleiben?“

Der Fremde bejahte es freudig. Es war, als wenn zum ersten Male wieder ein Schimmer von Freude über sein Gesicht flöge, die Augen gingen ihm über und ergriff die Hand der Alten: „Ihr seid so gut wie eine Mutter gegen mich; ich verdien' es nicht.“ —

„Ho ho! — sagte die Alte — Habt Ihr keine Mutter mehr?“ —

„Niemand, Niemand!“

Von da an fragte ihn Keines mehr; der Fremde aber,

der sich Leonhardt hieß, war eingebürgert in der Hütte im Thal!

Ein Jahr mochte so vergangen sein. Der Fremde war seit einigen Wochen wieder sehr verstimmt und traurig gewesen und hatte sich vergebliche Mühe gegeben, seinen tiefen Seelenkummer zu verbergen. Nur mit Mühe hatte man ihn abhalten können, in dem furchtbaren Wetter, das seit einigen Tagen im Gebirge hauste, in den Wald auf den Holzschlag zu gehen; eines Morgens aber, als noch immer dichter Nebel Berg und Thal und Hütte einhüllte, hatte es ihm keine Ruhe gelassen; er hatte sein Beil genommen und war allein fortgegangen.

„So nehmt wenigstens die Flasche mit!“ hatte die Alte ihm nachgerufen und ihm die Korbflasche voll Kirschgeist gereicht; — er hatte sie schauernd zurückgewiesen und war zum Hause hinaus geflohen wie ein Verbrecher. —

Was nur der Leonhardt heute haben mochte, er that ganz absonderlich — sagte die Alte; aber man achtete weiter nicht darauf, bis der Abend kam, und Leonhardt zur gewohnten Zeit nicht zurückkehrte. Der Regen goß in Strömen und die Männer meinten, er werde in dem Heuschauer die Nacht geblieben sein; aber auch am andern Tage kam er nicht. Die Männer gingen aus, ihn zu suchen, aber sie kamen Abends ohne ihn zurück. Da ging ein fremder Viehtreiber beim Haus vorbei und erzählte, wie es im Grunde jämmerlich ächze und wimmere. Die Männer eilten hin und fanden Leonhardt. Er hatte im Nebel sich verirrt, war ausgeglitten und die steile Felswand, die im Hintergrunde das Thal schließt, herabgestürzt. Man trug den Zerschmetterten in die Hütte — er war dem Tode nahe. Man legte ihn auf die Bank am Fenster, und erst als der Morgen graute, schien das Bewußtsein zurückzukehren. Er sah die guten Leute um sich beschäftigt und lächelte wehmüthig.

„Aber Leonhardt,“ rief die Alte vorwurfsvoll, „warum gingt Ihr in dem Nebel?“

„Ich mußte, Mutter! — Wißt Ihr nicht, daß es in der Schrift heißt: Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden? — Und — ich bin ein Mörder; ich habe meinen besten Freund im Rausche erschlagen! — Vorgestern war's gerade ein Jahr! Gott sei meiner Seele gnädig!“ —

Da blickte die Sonne freundlich zum Fenster herein, die Berge und der Felsen draußen vor'm Hause leuchteten wie damals, als der Fremde vor der Hütte stand, und auch die Vögel stimmten ihr fröhliches Morgenlied an. — „Singt mir das Lied noch einmal,“ bat er: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ —

Das Lied war geendet; Sonnenschein füllte das kleine Stübchen; — der Unglückliche war todt. Aber ein verklärtes Lächeln zog sich um den bleichen Mund, wie der Widerschein der vergehenden Gnade des Gottes, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Niemand als Gott hatte die Neue gesehen und die Thränen gezählt, die der fremde Mann geweint in der Hütte im Thal!

(Zu. Btg. f. d. F.)

Pariser Herren-Hüte.

Um allen Anforderungen der Zeit zu genügen, habe ich eine Partie seidener Herren-Hüte direct von Paris bezogen und die erste Probefendung so eben erhalten. Es zeichnen sich diese Hüte durch solide, gute und geschmackvolle Waare vor allen andern aus und kann ich dieselben meinen verehrlichen Abnehmern, das Stück zu:

Nthlr. 1. 19 Sgr. — Nthlr. 2. — Nthlr. 2. 8 Sgr. — Nthlr. 2. 18 Sgr. — Nthlr. 2. 25 Sgr. bis Nthlr. 3¹/₄

abgegeben.

Dieser meiner ergebenen Anzeige noch mein eifrigstes Bestreben hinzufügend, mir das Zutrauen meiner verehrlichen Mitbürger immer mehr und mehr zu erwerben, halte ich mich zur geneigten Abnahme sämtlicher Artikel meines großen Magazins von

fertigen Männer- und Knaben-Anzügen

bestens empfohlen.

Heinr. Jac. Börner jun.,

(331)

bei Herrn J. G. Bender am Markt Nr. 330.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stimmen des Heils.

In einer Auswahl von Predigten nach der Ordnung des Kirchenjahrs, gehalten am theologischen Seminar in der Stadtkirche zu Herborn,

von **G. K. Rind,**

Professor der Theologie und Pfarrer.

Zweite Auflage.

Zur Erbauung in Stunden christlicher Andacht.

610 Seiten gr. 8. Mit größeren Lettern gedruckt. Preis Nthlr. 1²/₃.

Die „Stimmen des Heils“ enthalten einen ganzen Jahrgang mit allen Sonntags- und Festpredigten, und sind darum auch besonders zum Hausandachtsbuch geeignet. Der Geist dieser Predigtsammlung ist der des Evangeliums. Ueber den hohen Werth des Werkes haben sich bereits namhafte Literatur-Zeitungen durch die günstigsten Kritiken ausgesprochen. Die Verlagsbuchhandlung kann daher allen christlichen Familien diese Predigt-Sammlung als ein Hausandachtsbuch mit vollem Recht empfehlen.

(Vorräthig bei Ferdinand Schulz in Siegen und in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden.)

(332)

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung in Siegen.

Zu vermietthen.

Eine im Parterre-Geschoß meines neuen Hauses in der Hinterstraße befindliche Wohnung steht zu vermietthen und ist binnen vier Wochen zu beziehen. Sie besteht aus vier schön tapezirten und bequem eingerichteten Zimmern von hohem Geschoß, von denen zwei die freundliche Aussicht in das Siegethal haben; aus einer bequemen großen Küche mit Sparherd, einer großen Vorrathskammer und einem Speicherraum als Holzgefaß, aus einem großen gewölbten Keller, nebst allen Bequemlichkeiten.

Die näheren Bedingungen wolle man gefälligst bei mir mündlich erfragen.

Siegen, den 18. Oktober 1847.

(333)

Wilh. Friedrich.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden sind erschienen und in allen Buchhandlungen (in Siegen bei F. Schulz und in Wiesbaden in der Friedrich'schen Buchhandlung) vorrätig:

Feierklänge

von

(334)

Wilhelm Kitzer.

184 Seiten 8. In elegantem Umschlag geb. 25 Sgr.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen (in Siegen durch F. Schulz und in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung) zu beziehen:

Das

Luther-Buch.

Ein Fiederkrantz,

dem deutschen Glaubenshelden gewunden

von

(335)

Ludwig Bender.

Mit einem Stahlstich und Titel in Golddruck.

320 S. Geheftet. 1 Nthlr.

Course der Geldsorten

am 30. Oktober.

	fl.	Sgr.
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	18
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20
Napoleonsd'or (Zwanzigfrankstück)	5	13
Französische Kronenthaler	1	16 ³ / ₄
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe	22	¹ / ₂
„ „ viertel	11	¹ / ₂
Fünfkrantenthaler	1	10

Hierbei die illustrierte Beilage Nr. 38.

Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.